kenne keines, das sich an seelischer Unbefleckheit mit ihm messen könnte. Wenn man Marie-Claire gelesen hat, so fühlt man das Bedürfnis, die Augen zu schließen, um neuerlich noch lange dieser melodischen, zarten, reinen Stimme, die wie eine mütterliche Liebkosung wirkt, zu lauschen. Der Geist ist wie erfüllt von einer Melodie harmonisch schwingender leiser Tonfolgen und man sieht Bilder vor sich entstehen, die den Duft und den Schimmer erster Frühlingstage zu uns tragen. Ich kenne auch wenig Bücher, die einen so klugen künstlerischen Verstand verraten. Alle Teile sind so wohl abgewogen, alles ist so organisch gegliedert, so sinnlich aufgebaut, daß man unwillkürlich an die ruhigen Ebenmaße griechischen Tempelbaues erinnert wird. Wenn es eine geborene Erzählerin gibt, so ist es Marguerite Audoux. Sie hat alle Gaben, die die Erzählerin ausmachen, in großem Maße. Sie hat ein Sprachgefühl, um das berühmte Schriftsteller sie beneiden könnten. In der stetig wandelnden Rhythmik ihrer Sätze offenbart sich eine solche Fülle lebendigen Empfindens, wie man sie nur bei Schriftstellern ersten Ranges zu finden gewohnt ist. Da gibt es kein Stocken, kein Verlegen und vor allem kein Schema, das wie bei vielen, ja sogar sehr berühmten Schriftstellern zur blöden Manier wird. An jedem Satze, möchte ich sagen, sieht man die gestaltende Kraft eines nie ermüdenden, stets frischen Gefühls. Die deutsche Uebersetzung des Romans, die im Verlage des Deutschen Verlagshauses Bong u. Ko. erschienen ist, hat den Vorzug, von einer unserer besten Schriftstellerinnen angefertigt worden zu sein. Olga Wohlbrück hat es verstanden, den großen sprachlichen Reiz des Originals auch dem deutschen Leser zu übermitteln. Ihre Uebersetzung ist schlechthin meisterhaft.

Dr. Ernst Schwitzky.

## Vom Büchertisch.

* **Karl Gutzkow, ein deutscher Geistesheld, seine Bedeutung um Deutschlands Kulturfortschritt in Literatur, Philosophie und Politik.** Von Dr. Maximilian Runze, Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses. Zweite verbesserte und bedeutend vermehrte Auflage. Mit einem Porträt des Dichters und einem Faksimile seiner Handschrift. Konrad W. Mecklenburg vormals Richterscher Verlag, Berlin W. 30. Dr. Maximilian Runze, einer der gründlichsten Gutzkow-Kenner, hat sich der lohnenden Arbeit unterzogen, des Dichters Leben, Persönlichkeit und Werke in vorliegender Arbeit von neuem ins rechte Licht zu rücken, wobei er seine literarhistorische Bedeutung im Zusammenhange mit der Entwickelung der Philosophie und der Politik des vorigen Jahrhunderts zu schildern unternommen. Der Verfasser vermag über einzelne wichtige Züge und Begebenheiten aus Gutzkows Leben neue Mitteilungen zu machen und bringt u. a. eine unbekannt gebliebene Dichtung hier zum ersten Male zur Veröffentlichung.

* **„Der Zauberer von Rom“**, Karl Gutzkows berühmter Roman, der ein grandioses und poetisches Bild der katholischen Welt diesseits und jenseits der Alpen entrollt und durch seine, gerade unsere Gegenwart so lebhaft bewegenden Probleme aktueller ist denn jemals, erscheint soeben bei F. A. Brockhaus in neuer Ausgabe. Das bewundernswerte Werk, das ein ungeheures Netz spannender Erfindung und weitverzweigter Handlung über Deutschland, Oesterreich und Italien wirft und durch die Fülle scharf gezeichneter, eigenartiger Charaktere und ungewöhnlicher Milieuschilder eine die Romanliteratur des neunzehnten Jahrhunderts vielfach hoch überragende Stellung einnimmt, wird jetzt in einer schönen Volksausgabe geboten, die trotz des gewaltigen Umfangs von 1460 Seiten in zwei Bände gebunden nur 6 Mark kostet. Sie ist außerdem mit einer Einleitung des bekannten Gutzkowbiographen Dr. H. H. Houben und einem Porträt des Dichters versehen. Voraussichtlich dürfte Gutzkows Meisterroman jetzt erst die Verbreitung und Popularität gewinnen, die er nach Inhalt und Form schon lange verdient hat; darauf deutet auch die starke Nachfrage beim Verleger, infolge deren gleich hier Auflagen Ende dieses Monats gleichzeitig erscheinen.

* **Der Todesweg auf dem Piz Palü.** Roman von Richard Voß. Hinreißendere Schilderungen der gewaltigen Natur, in der sich diese Tragödie dreier Edelmenschen abspielt, und eine meisterhafte Darstellung der Komödie des gesellschaftlichen Lebens in den vornehmen Fremdenherbergen des Engadins bilden die wirkungsvolle Folie für die einfache, großzügige Handlung. Wie die bereits früher erschienenen Bände der Ullstein-Bücher ist auch dieses Werk, welches hier zum ersten Male in Buchform veröffentlicht wird, für 1 Mark in allen Buchhandlungen und auf den Bahnhöfen erhältlich.

* **„Die Laft“** von Georg Engel. Von der Liebe, die stark wie der Tod ist, erzählt diese Geschichte, die als neuester Band der Ullstein-Bücher soeben zur Ausgabe gelangt.

* **„Violet“**, der Roman einer Mutter, von Kurt Aram. Der Kampf um ein Kind bildet den Inhalt dieses im besten Sinne spannenden Romans.

* **Die besten Novellen Ernst von Wolzogens** sind in diesem soeben erschienenen Bande der Ullstein-Bücher vereint und zeigen alle die hohe Erzählungskunst des beliebten Verfassers. Die Titelnovelle „Mein erstes Abenteuer“ behandelt die Erlebnisse eines jungen deutschen Barons in London, der durch allerlei zwerchfellerschütternde Ereignisse in den Verdacht kommt, der schlimmste Abenteurer zu sein.

* **„Königsliebchen“.** Historischer Roman aus dem Leben König Jérômes von Westfalen. Mit einem Porträt König Jérômes. Von Gustav Klitscher. Deutsches Verlagshaus Bong u. Co., Berlin W. 57. Preis geheftet 4 Mark, elegant gebunden 5 Mark. Eine tiefeinschneidende Epoche Deutschlands, auf die heute wieder aller Augen gerichtet sind, bildet den farbenreichen Hintergrund zu Gustav Klitschers Roman „Königsliebchen“. Im Mittelpunkt der Handlung steht der „König Lustik“, Jérôme, Napoleons Bruder, den dieser als Herrscher über deutsches Land eingesetzt hat. Um ihn gruppieren sich die alten, im zähen Preußentrotz verharrenden Landjunker aus der Umgebung Kassels, sowie die leichtlebigen, schmiegsam-eleganten Franzosen, die zu Jérômes Hofstaat gehörten. Diese Vorgänge hat Gustav Klitscher mit sicherer Gestaltungskraft, eindringender Seelenschilderung, dramatischer Spannung und farbenreicher Sprachkunst zu beleben gewußt. Mit scharfem Auge schildert er die nationalen Unterschiede, Vorzüge und Eigenarten der beiden Völker.

* **Eine neue Anzengruber-Ausgabe** zu sehr billigem Preise ist soeben im Verlage von Moritz Schauenburg in Lahr (Baden) erschienen. Sie enthält folgende Erzählungen: Der Verschollene, Treff-As, Pfahlbauten mit Nutzanwendung, Zu fromm, Wie mit dem Herrgott umgegangen wird, Der Hofiel-Loisel, Die drei Prinzen, Das Wünschen, Der Weib-Fromme, Ueber die Freiheit des menschlichen Willens, Die Warheit des Steinklopferhanns. Die Eigenart des beliebten Autors kommt in diesen Geschichten voll und ganz zum Ausdruck. Es sei auf dieses billige Büchlein besonders aufmerksam gemacht.

* **Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens.** Jahrgang 1911. Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, Berlin, Leipzig. Preis für jeden Band 75 Pfg. Von dieser vortrefflichen Bibliothek liegen wieder zwei Bände vor uns, die wir gerne empfehlen. Der 6. Band enthält die Fortsetzung des immer spannender werdenden Romans „Der Geschworene“ von Otto Hoecker, die Novelette „Eine Liebesgeschichte“ von Barinkay, die Novelle „Die Tränen der Josephine“, eine Erzählung „Das Loch im Strumpf“, eine Abhandlung über die Riviera di Levante und vieles andere unterhaltenden und belehrenden Inhalts. Auch der 7. Band verdient dieselbe Beachtung wie der 6. Beide Bände enthalten eine ganze Anzahl guter Illustrationen.

## Knackmandeln.

**Auflösung des Rätsels aus Nr. 12:**

**„Verlangen, Erlangen“.**

Richtige Lösungen gingen ein: 137. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug: 143. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Frieda Oppermann, Friedrich Lohmann, Frau Dr. E. Kleemann, Adelheid Breitfeld, Otto Brode, Else Walt, Max Würzburg, Frau Rosa Fuchs, Margarete Sait, Gertrud Böge, Margarete Weible, E. Wilke, Fritz Kurth, Gertrud Mattern, Elsa Wilke, Herberia Gertraud Sachse, Olga Albrecht, Helene Heuschkel, Lotte Hammerschlag, Louis Reuter, E. Bopel, Karl Abnert, Paul Hädicke, Marie Weible, Hedwig Kellner, Grete Pape, Emil Stumpf, Albin Keil, J. Albrecht, Karl Langheinrich, Max Wolff, Karl Schröder, Harry Gebhardt, B. Kayser, Gretchen Franke, Luise Fleitz, Gertrud Holzhausen, Paul Vogler, Paul Gröbel, Alb. Schnicke, Theodora Müller, Lenchen Humburg, Willy Hübner, M. Jenzsch, Fr. Goltze, Frau Hagemann, Paul Rothe, Hellmuth Krüger, Rosa Uteicher, Bertha Peter, Alfred Talke, Klingner, Paul Kaiser, E. Herm, Ernst Göge, Marie Putzschel, Frau von Hagen, Paul Geißmar, Maria Kunze, Frau El. Schaefer, Walter Schröder, Frau Wipplinger, M. Tilke, L. Roeder, Walter Graf, M. Beheng, Paul Johannes, Fritz Dietz, Berta Büchner, Erwin Luleich, G. Anders, W. Hermann, Frieda Gauch, R. Beisser, Charlotte Brandstaeter, Gertrud Sailer, Gustav Bierbrauer, M. Schauer, Margarete Stoye, Paul Ripich, Therese Tanzer, R. Stübler, Martha Seidler, Aldo Grafenhorst, Ida Düwert, J. Dörfler, Georg Pudor, Roiel Schmidt, Frau J. Junger, Walter Hoffmann, Artur Harmuth, Richard Kaufmann, E. Hunt, A. Hoenorn, Frau Mimi Wipplinger, Hans Ehrhardt, Erwin Jäger, Elisabeth Rüdeke;

von auswärts: Otto Eigendorf-Wolfen, Lina Oertel-Breslau, Frau Anna Laue-Jeßnitz, Otto Mehnert-Zörbig, Frieda Tonriel-Delitzsch, Otto Krasich-Merseburg, Frau Klara Engel-Bibiella, Fr. Hoffmann-Wittenberg, Bruno Müller-Zeulenroda, Ernst Bergmann-Zolau, Karl Bobbe-Ammendorf, Albert Seltgmann-Cröbeln, Elsa und Hilda Thormann-Pronig, Margarete Kreyßig-Brehna, J. Schröder-Merseburg, Karl Holzhausen-Hamburg, M. Zenker-Merseburg, Konrad Friedrich-Klöße, Walter Schlömilch-Frankleben, A. Graßhoff-Hettstedt, Frieda Eudner-Schkeuditz, F. Reuter-Rudolstadt, Frau Anna Haase-Zörbig, E. Eschenbach-Dt.-Grube, Wilhelm Müllendorf-Ammendorf, Kurt Linde-Könnitz, Gebrüder Angerstein-Dölau, Lucie Steinbrecht-Sennewitz, M. Klapproth-Weißenfels, Mary Große-Ammendorf, Ernst Beyland-Dieskau, Gertrud Ritter-Schlettau, Gertrud Lobig-Bitterfeld, Oskar Dietrich-Wernigerode, Margarete Schröder-Merseburg, August Schröder-Gollme, Gustav Boas-Stendal.

**Prämie: Goethes Gedichte, eleg. geb.**
entfiel auf **Lucie Steinbrecht**-Sennewitz.

## Rätsel.

O, wohl ihm, dem die ersten Zwei
Die Liebsten führen all herbei.
Sie zu dem Ganzen zu vereinen,
Und der gesund sie stehn ersheinen.
Er sollte ohne Dank zu sprechen,
Dabei nie seine Letzte brechen.

**1. Prämie:**

**„Führer durch die Opern Richard Wagners“;**

**2. Prämie:**

**„Die Waffen nieder“, Roman von B. v. Suttner.**

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntag-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Donnerstag früh an die Redaktion des „General-Anzeiger“ mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung“ gelangt sein.

Druck und Verlag: Verlag des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis Verlag von W. Kurtzbach. — Verantwortl. Redakteur: Konrad Pohl, Halle a. S.

Hallesche
# Familien-Blätter
Wöchentliche Gratis-Beilage des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis.

Nr. 13 — Halle a. S., den 26. März — 1911

## Der Streckenwärter.

Von Hans Brandeck.

(Nachdruck verboten.)

Es sinkt ein nebliger Abend nieder.

Das Wärterhäuschen liegt einsam im Walde an dem großen Schienenstrang, der die beiden Hauptstädte verbindet. Aber in jeder Viertelstunde, zur Tag- und Nachtzeit, braust das Leben vorbei.

Und doch sind die Bewohner des Häuslein so verlassen. Die Züge sind auf diesem Teil der Strecke in vollster Fahrt; kaum daß man die Gesichter derer unterscheiden kann, die aus den Fenstern sahen; nur aus den Lastzügen ruft dann und wann einer vom Personal den Insassen des Streckenhauses einen Gruß zu. So geht es jahraus, jahrein fast immer gleich, landab, landauf, nur an Sonntagen, wenn die Güterbeförderung stockt, ists um ein Merkliches stiller.

In der Stube des Häuschens haben sie schon ein Licht angesteckt. Der aus den Fenstern kommende helle Schein vermag aber die Nebelflut draußen nicht weit zu durchdringen. Trotzdem steht der junge Streckenwärter an den Scheiben und starrt hinaus. Vor kurzem ist der Expreß auf dem Schienenpaar A vorbeigerast, der den Lokalzug auf der letzten Station überholt hat; noch fünf Minuten, dann wird dieser vorüberkommen, und dann ist die größte Pause des Abends; während dieser pflegt der Doktor auf der Draisine des Bahnbauamts daherzusahren.

Nun rasselte der Lokalzug vorbei; er hatte es nicht so eilig. Der Streckenwärter sah die lange Reihe der etwas spärlich erleuchteten Wagen an sich vorüberziehen, in denen die Passagiere Kopf an Kopf gedrängt saßen. Es waren mit wenigen Ausnahmen Arbeiter der großen Fabriken, die nun nach vollbrachtem Tagewerk zu den Ihrigen heimkehrten. Der junge Mann mit der Signalflagge im Arm seufzte leise. Ob unter den vielen, die das Dampfroß da vorbeizog, auch wohl einer ist, dessen Herz so traurig, so bedrängt wie das seinige?

Dann wurde es still; eine Weile darauf ward der auf dem Schienenstrang B fällige Güterzug signalisiert; doch hatte er reichlich zehn Minuten zu fahren und einige Zeit war noch nichts von ihm zu hören. Der Wärter lauschte. Da vernahm sein Ohr ein gleichmäßiges Klopfen, und wenige Augenblicke später vermochte er das Rollen der Draisine zu unterscheiden. Der Doktor kam.

Er meldete es drinnen seiner Mutter, die aus ihrer Heimat gekommen war, um das schwerkranke Weib des Sohnes zu pflegen und für diesen selber sowie für sein Kind zu sorgen. Dann ging er wieder hinaus und wartete. Er half nach der Ankunft des Bahnarztes dem die Draisine bedienenden Arbeiter das Fahrzeug von den Schienen heben; da wurde auch schon das Pusten der Güterzugslokomotive hörbar, und während der Arzt drinnen am Krankenbette weilte, den kurzen, stoßweisen Atem beobachtete und die Pulsschläge kontrollierte, stand der junge Mann in banger Sorge auf seinem Posten. Wie mag er sie finden? Sollte das Schreckliche eintreten?

Kaum war der letzte Wagen des schier endlosen Lastzuges vorbei, so eilte der Wärter in das Haus hinein. Der Doktor sprach leise mit der alten Frau und gab ihr einige Weisungen.

Die Blicke des Eintretenden hingen brennend am Gesichte des Arztes; und da er dessen ernste, faltenreiche Stirne sah, legte sich eine solche Bestemmung auf sein Herz, daß es ihm die Kehle zuschnürte und er die Frage nicht herausbrachte, die er an den Doktor hatte richten wollen.

Dieser aber zog ihn auf den Hausflur hinaus. „Haben Sie Streckendienst?“

„Um acht werde ich abgelöst auf zwölf Stunden, Herr Doktor!“

„Das ist gut, denn Sie müssen selber bei der Kranken wachen; Ihre Mutter ist zu sehr ermüdet. Merken Sie auf! Das Fieber ist jetzt ungewöhnlich hoch. In dieser Nacht wird die Entscheidung kommen. Stellen Sie die Länge der Atemzüge jede Viertelstunde fest, genau nach Ihrer Uhr. Ist so gegen zwei Uhr, drei Uhr eine merkliche Verlängerung zu ertennen, so stoßen Sie Ihrer Frau alle dreißig Minuten in Wasser zehn von den Tropfen ein, die ich drinnen zurückgelassen habe. Tritt eine Beruhigung des Atems nicht ein, so hat es keinen Wert, die Medizin zu geben. Sie haben dann bis morgen vormittag eine Leiche im Hause!“

Der junge Mann fuhr sich mit der Hand nach dem Herzen und stöhnte. „O, Herr Doktor! Wenn ich mein liebes Weib verliere, mag ich auch nicht mehr leben. Man findet mich dann unter einem Zuge!“

„Unsinn! Ein Mann muß sich in alles fügen können. Befolgen Sie genau, was ich Ihnen gesagt habe, und geben Sie mir morgen durch das Streckentelephon Bescheid!“

Nun wurde die Draisine auf das Schienenpaar gesetzt. „Fahren Sie schnell, Maier“, sprach der Bahnarzt dann, indem er einen Blick auf seine Uhr warf, „sonst kommt uns der 1746 in den Rücken, und wir müssen abheben!“ Das Fahrzeug rasselte davon.

Nachdenklich sah ihm der Streckenwärter nach, bis es in Nebel und Nacht verschwunden war.

Eine Stunde später kam der Mann, der ihn für die Nacht abzulösen hatte.

Als er in die Stube trat, war sein zweijähriges Töchterlein, ein gesundes, rotwangiges Kind, am Tische eingeschlafen. Ein Zug milder Vaterliebe durchflutete sein Herz. Er trat hinzu und legte seine Hand leise auf die blonden Locken der Kleinen. Wenn dieses Kind die Mutter verlieren würde! Sollte er das arme Geschöpf dann auch noch des Vaters, des Ernährers berauben? Hatte er vorhin nicht eine solche Rede getan? Aber — leben ohne seine Rest, ohne sein geliebtes Weib?

Er gab der Mutter Weisung, das Kind ins Bett zu bringen. Dann ging er in das halbdunkle Schlafzimmer und setzte sich dort am Krankenlager nieder. Das Weib lag halb schlafend, halb wachend, die Augen meist geschlossen, dann aber wieder die unklaren Blicke zur Decke emporgerichtet. Manchmal redete die Kranke, aber es waren Fieberworte, die niemand verstehen konnte. Die alte Mutter hatte sich niedergelegt, um ein Stündchen oder zwei auszuruhen. Der Sohn solle sie bald wecken, hatte sie ihm aufgetragen. Er tat es aber nicht und saß nun lange Stunden allein bei seinem fiebernden Weibe, dessen Hand er in der seinigen hielt. Er zählte die Atemzüge und verglich ihre Zeitdauer — kein hoffnungsreiches Resultat.

Draußen rasten die Nachtzüge vorbei. Das ganze Häuschen zitterte darob, die weißen Vorhänge am Fenster bewegten sich, und die Medizingläser auf dem Nachttischchen klirrten.

Die Gedanken des Mannes gingen hin und wider. Sie weilten in seiner Heimat, einem schmucken, rebenumpflanzten Dörfchen. Der fünfzigeborene Sohn, hatte er keine Aussicht, später das Gütchen seines Vaters übernehmen zu können. Da ging er zur Eisenbahn, die eine halbe Stunde vom Heimatorte vorbeizog. Er war ein stiller, ruhiger, fast wortkarger Mensch gewesen. An den Trinkgelagen und lärmenden Lustbarkeiten seiner Kameraden hatte er keinen Gefallen. Wenn sie an warmen Sonntagabenden unter dem Lindenbaume sich mit ihren Mädchen vergnügten, da kam er wohl einige Male in die Nähe, tat aber nicht mit, mochten ihn auch die Burschen einen Duckmäuser schimpfen, und die Mädchen ihn necken, er ging seine Wege still für sich allein fort, und verschmähte sogar des Lindenwirts drallе Liese, die sich ihm durch eine Freundin zum Schatz anbieten ließ. Da kam ein blasses, blauäugiges Mädchen mit flachsblonden Haaren in das Dorf. Es war eine Waise, die nun zu Verwandten gekommen war. Wie ihm die zartkeimende Jungfrau zum erstenmale be-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19110326021/fragment/page=0001

egnete und ihn mit ihren unschuldsvollen, blauen Augen anschaute, da hatte er ein Wesen gefunden, das ihm gefiel. Lange sahen sie sich stumm an, und bei den Belustigungen der anderen tanzten sie beide still zur Seite, jedes für sich, jedes verspottet und gehöhnt.

Bis einmal ein linder Frühlingsabend seine Zunge löste. Dann waren sie das treuelle Liebespaar des Dorfes geworden, und später folgte sie ihm als Weib in das einsame Streckenwärterhaus fern der Heimat.

Wie waren sie glücklich zusammen gewesen die drei Jahre her! Und nun sollte ihm die innigstgeliebte Lebensgefährtin genommen werden? Das Gedenken der frohen Zeit war aus dem Herzen geschwunden, und die grausame Wirklichkeit stand ihm vor den Sinnen. Da lag sein liebes Weib; ihr Atem ging heiß und stockend, zwischen den trockenen Lippen hervor rang sich ein Stöhnen, die Augen blickten gläsern.

Da zwangs ihn auf die Knie nieder, und aus seinem angsterfüllten ‚gequälten Herzen stieg ein inbrünstiges Beten für das Leben seines Weibes.

Langsam schlichen die Stunden dahin. Mitternacht war endlich vorüber, und nun ging's in den neuen Tag hinein, der Leben oder Tod bringen sollte. Immer wieder kontrollierte er den Atem. Bald meinte er, ein Zunehmen zu erkennen; wenn er dann aber wieder zählte, war das Gegenteil der Fall. Eine namenlose Angst bemächtigte sich seiner; auf der Stirne stand dem Armen der Schweiß, und die Hand, in der er die Uhr hielt, zitterte merklich. So kamen die Morgenstunden heran. Da — er bewegte sich näher und horchte, dann zählte er und sah nach dem Sekundenzeiger und zählte wieder. Es war kein Zweifel mehr, der Atem ging ruhiger, die fieberroten Lippen schwiegen, und die Augen schlossen sich zu einem erquickenden Schlummer.

Nun weckte er die Mutter, und beide flößten der Kranken die Tropfen ein.

Das Weib war gerettet.

Am Morgen, als er seinen Dienst antreten wollte, vermochte er seiner lieben Rest Adieu zu sagen; sie war fast fieberfrei, noch recht schwach, aber klar bei Sinnen. Lange sah er seinem Weibe in die Augen, und alles Glück eines von Todesweh befreiten Menschenherzens leuchtete aus seinen Blicken. Das Töchterchen, eben von der Großmutter angekleidet, lief ihm lachend entgegen, und mit innigem Jubel nahm er die Kleine ans Herz.

Dann schritt er hinaus, um den vorgeschriebenen Streckengang zu machen.

Der Rebel war noch dichter geworden. Was focht ihn das an? In seinem Herzen lag der hellste Sonnenschein; er hatte sein Weib wieder, und alles Leid, alle Sorgen waren vergessen. Goldig, wie zu Zeiten der ersten Liebe, breitete sich das Leben vor seinem geistigen Schauen aus.

Er ging so in Gedanken dahin, die Augen rechts und links nach den Schienenpaaren gerichtet, das Fühlen aber daheim bei seinem wiedergenesenden Weibe.

Der Güterzug herwärts hatte schon eine Weile abgeschlagen und fuhr nun resselnd im Nebel daher. Schon von der Ferne her trug ein leichter Morgenwind das Rollen der Räder und das Fauchen der Maschine. In dichten Schwaden wogten die Nebel auf und nieder. Jetzt war der Zug da und fuhr mit großem Gepolter vorüber. Einen Augenblick dachte der Streckenwärter an seine Rede vom gestrigen Abend. Die Wagen tanten ihm so nahe vor, unwillkürlich trat er von dem rollenden Zug weg und näher an das zweite Schienenpaar hin. Es durfte ihm nichts passieren, er hatte ja daheim sein liebes Weib, ein herziges Kind, er hatte ja den Himmel auf der Erde und wollte leben, glücklich sein.

Da — er meinte, etwas hinter sich zu hören, hatte aber nicht mehr Zeit, sich umzuwenden. Da war es schon geschehen. Die großen Räder — —; der Orient-Expreß raste weiter. Niemand hatte etwas bemerkt.

Die eigene Mutter fand seinen verkümmelten Körper zwischen den Schienen.

Er war im Glücke gestorben.

## Helene Vasantas Brillanten.

Skizze von Thé von Rom.

Als Emmo Larssen, der bekannte Privatdetektiv, eines Vormittags durch die Friedrichstraße ging, sah er seinen Freund Scheringer mit solch strahlender Miene vor einer Bijouhandle stehen, daß die Theaterzettel ordentlich davon beleuchtet waren.

„Servus, Martin! Was ist Dir? Du strahlst ja wie ein Bräutigam, dem die Braut am Hochzeitstag eine Million vorbindet!"

Martin Scheringer drehte sich um und schüttelte dem Freund die Hand.

„Million! Million! Materialist Du! Du kannst Dir das Wort Braut ohne die dazugehörige Million gar nicht denken!"

„Also verliebt? Hoffnungsloser Fall?"

„Im Gegenteil! Hoffnungsreich! Emmo, Du alter Verbrecherschnüffler, Du weißt ja nicht, was Liebe heißt! Hier! Hier!" Er schlug energisch auf einen großen roten Zettel, der eine neue Operette ankündigte.

„Bitte, deutlicher!" ersuchte der andere.

„So lies doch! Helene Vasanta! In acht Tagen tritt sie auf!"

„Ach so, die neue Operettendiva! Sie soll reizend sein."

„Sie ist reizend, mein Lieber! Und sie — sie — Na, kurz: sie wird meine Frau!"

„Oho! Was sagt denn sie dazu?"

„Einstweilen lächelt sie bloß. Sie ist eine Jugendhoffnung von mir . . . . hat es nicht leicht gehabt, sich durchzuringen . . . . ich kenne all ihre Mühen und Anfechtungen! Deshalb denkt sie so rasch nicht ans Heiraten . . . . sie will sich erst mal einen Namen machen."

„Wozu? bei der Heirat verliert sie ihn doch wieder", meinte Larssen gemächlich.

„Glaubst Du, ich werde ihr später verbieten, die Bühne zu betreten, wenn sie nicht gern darauf verzichtet? Nein!"

„Du liefernst ihr gewiß den nötigen Bühnenglanz?" fragte Larssen. Denn Scheringer war Teilhaber einer alten soliden Juwelenfirma.

„Wo denkst Du hin? Sie würde doch kein Schmuckstück von mir nehmen, ehe wir wirklich verlobt sind!" wehrte Scheringer entrüstet.

„Schade! Zu Bühnenkünstlerinnen gehören nun einmal Brillanten. Besonders an großen Theatern . . . . Na, was nicht ist, kann noch werden . . . . Kommst Du mit in mein Bureau? Ich will bloß mal schauen, ob was Neues vorliegt."

Der Sekretär wartete bereits auf seinen Herrn: „Eine junge Dame ist in Ihrem Zimmer, Herr Larssen!"

„Schön. Warte einige Minuten hier, Martin, willst Du?"

Bei Larssens Eintritt erhob sich eine bildhübsche elegante Dame vom Sofa. „Herr Larssen? Ich bin Helene Vasanta."

„Sie ist wirklich entzückend", dachte er und laut sagte er dann: „Hocherfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen, mein Fräulein! Womit kann ich dienen?"

Die Sängerin schwärmte tief Atem. „Herr Larssen, Sie sind mir als ebenso kluger wie taktvoller Mann geschildert worden . . ."

Er verneigte sich. „Ich werde mir alle Mühe geben, diese Meinung aufrecht zu erhalten!"

„So — so helfen Sie mir, meine Brillanten wieder zu erlangen! Sie faltete bittend die Hände und probierte einen koketten Augenaufschlag.

Er unterdrückte ein Lächeln. „Sich da — man hat Ihnen Brillanten entwendet? Sonderbar, daß die Diebe es immer auf den Schmuck der Damen von der Bühne abgesehen haben!"

„Nicht wahr, das passiert oft?" fragte sie eifrig.

„Sehr oft!" bestätigte er ernst. „Bitte, beschreiben Sie mir den Schmuck näher!"

Sie schloß halb die Augen und dachte nach. „Einen Halsschmuck von achtundvierzig schönen Steinen, mit vier hängenden Tautropfen — Wert etwa 20 000 M.!" Sie seufzte. „Und Ohrgehänge — große Boutons, in Platin gefaßt — das Stück mag breitausend gekostet haben . . ."

„Donnerwetter! Eine anständige Summe", sagte der Detektiv, sich Notizen machend. „Wie lange sind Sie hier, mein Fräulein?"

„Sechs Wochen. Zu den ersten Proben kam ich immer herüber, weil ich noch nicht frei war."

„Und wo waren Sie bisher?"

„In Dinkelsbühl . . . . Am Stadttheater . . . ."

„Hm. Dort wachsen also solch herrliche Diamanten. Wo bewahrten Sie ihren Schmuck auf?"

„In meinem Schmuckkasten, der verschlossen im Schreibtisch steht. Der Schreibtisch hat ein Sicherheitsschloß . . . ich besitze eigene Möbel. Hier, dies ist der Schlüssel! Als ich gestern aus der Probe kam, steckte der Schlüssel und die Brillanten waren verschwunden!"

„Wer war in Ihrer Wohnung, während Sie fort waren?"

„Niemand. Ich habe einstweilen nur eine Aufwärterin, eine sehr ordentliche, ehrliche Person, die nur des Vormittags ein paar Stunden kommt."

„Nun, deren Adresse muß ich jedenfalls wissen."

„Sie verdächtigen sie doch nicht?" sagte sie erschrocken.

„Mein Fräulein, es ist mein Beruf, jeden Menschen zu verdächtigen", sagte er lächelnd. „Gestatten Sie, daß ich Ihre Räumlichkeiten untersuche?"

„Aber gewiß — wann immer es Ihnen paßt. Und nicht wahr, Sie lassen die Polizei aus dem Spiele? Ich habe volles Vertrauen zu Ihnen. Vielleicht — ja — wäre auch durch die Zeitungen eine Spur zu finden — meinen Sie nicht? Die werden überall gelesen, die Leute werden dadurch aufmerksam . . . ."

„Sehr richtig! Die Zeitungen sind die Hauptsache."

Sie sah ihn unsicher an, aber er war ganz ernst. „Ich — ich bin so unbekannt hier", meinte sie, halb entschuldigend. „Wollen Sie das für mich übernehmen?"

„Aber gern. Ist es Ihnen recht, wenn ich erwähne, daß Sie die Sache in meine Hände legten? Es ist eine gute Reklame — für mich, meine ich!"

„Ja! Das würde mich freuen. Machen Sie alles, was Ihnen gut scheint . . . Ich — ich möchte natürlich meine Brillanten wiederhaben . . ."

Sie dankte ein wenig beklommen und ging.

Larssen fand im anderen Zimmer seinen Freund in heller Aufregung.

„Ich habe gehorcht", erklärte er sehr einfach. „Ich erkannte doch ihre Stimme. Ich bin außer mir!"

„Warum denn? Was kann das arme Mädel dafür, wenn es bestohlen wird? Sind die Brillanten etwa die Deinen?"

„Brillanten im Wert von 20 000 M.? Nein, mein Lieber! Vor mir hat sie noch keine Nadel für 10 M. angenommen! Woher hat sie solche Juwelen?"

Der Detektiv lächelte.

„Woher hat sie — sie —sie bloß?"

Der Detektiv lächelte noch immer.

„Woher hat sie — sie — sie —"

Da sprach der Detektiv lange und eindringlich mit seinem Freunde.

In den nächsten Tagen waren alle Zeitungen voll von dem Brillantendiebstahl bei der neuen Soubrette. Sogar Abbildungen des kostbaren Schmuckes waren in den illustrierten Blättern zu sehen. Hinter der Bühne wie auf der Straße, in den Restaurants wie in den Klubs sprach man von nichts anderem, und als Helene Vasanta die Hauptrolle in der neuen Operette sang, war sie dem Publikum eine sehr interessante, bekannte Persönlichkeit und wurde außerordentlich gefeiert.

Tags darauf ließ sich Emmo Larssen bei ihr melden. Ein sauberes Dienstmädchen öffnete ihm: die Aufwartung hatte infolge der Diebstahlsache tiefgekränkt gekündigt.

„Ich gratuliere!" rief der Detektiv noch unterm Eintreten und schüttelte der Soubrette vergnügt die Hand. „Zu unser beider Erfolg!"

„Unser — beider?"

„Nun ja, zu Ihrem Talent und meinem Scharfsinn: die Brillanten sind gefunden!"

Sie sank in den Sessel zurück, von dem sie sich erhoben hatte. „Gefunden!?" murmelte sie.

„Jawohl! Das Collier sowohl wie die Ohrgehänge. — Hier sind sie."

Und er hielt ihr ein hellblaues Samtetui hin, in dem wundervolle Brillanten funkelten.

Sie betrachtete sie entzückt. „Wie herrlich, herrlich! Aber —"

„Es ist Ihr Schmuck, Fräulein Vasanta. Sehen Sie, das Etui trägt Ihren Namen . . . Aber, Gott, was ist Ihnen?"

Sie war aufgesprungen und stieß heftig seine Hand mit den Juwelen zurück.

„Sie beleidigen mich, Herr Larssen."

„Ich — beleidige Sie? Aber mein Fräulein, ich bringe Ihren Schmuck!"

„Er gehört nicht mir."

„Aber sehen Sie doch genau zu: er gleicht ganz der Beschreibung. Und der Mann, dem ich ihn abnahm, sagt, es sei Ihr Schmuck!"

„Welcher Mann?

„Nun, der, bei dem ich diese Kostbarkeiten fand . . . soll ich ihn herbringen?" Und er ging zur Tür und brachte einen Mann herein, bei dessen Anblick Helene einen Schrei ausstieß.

„Martin! Warum bist Du so lange nicht zu mir gekommen? Ich wollte Dir doch alles erklären! Nun bringt mir diese — dieser Detektiv diesen Schmuck, mich zu verhöhnen."

„Aber Helene — wieso denn? Er bringt Dir doch nur Dein Eigentum!"

Sie brach in Tränen aus:

„Mir sind aber doch gar keine Brillanten gestohlen worden! Konnten gar keine gestohlen werden, weil — weil ich überhaupt keine besitze! Es war ja nur ein Reklametrick!! Und die da . . . in dem Etui . . . mit meinem Namen . . ."

Martin Scheringer lachte und legte den Arm um die Weinende.

„Das sind wirklich Deine Brillanten, Helene, die mein Freund Dir bringt: nämlich, die sind meine Brautgabe, wenn Du mir von nun an erlauben willst, Dein unsäglich glücklicher Verlobter zu sein! Und außer uns dreien braucht zu niemand zu wissen, daß eine früheren Brillanten gestohlen bleiben können!"

## Marie-Claire.

Ich glaube, es beginnt sich weit häufiger als man denkt, daß ein Mensch, der Zerstreuungen des Lebens müde oder jeder Beschäftigung beraubt, die Einsamkeit seiner Tage damit auszufüllen sucht, daß er zur Feder greift, um Erlebtes, wohl auch Geträumtes für sich und einige wenige, die noch ein Interesse an ihm nehmen, festzuhalten. Aber ich glaube auch mit Bestimmtheit, daß unter den vielen, die auf diese Weise beginnen, Memoiren zu schreiben, oft künstlerische Naturen sich finden, Künstler, die keine Zeit dazu hatten, es zu sein, es zu werden, Schriftsteller, denen die Gabe der Rede in so hohem Maße eigen, daß sie früh Namen und Ruf würden erlangt haben, hätten sie nicht täglich an andres zu denken gehabt.

Man hat behauptet: ein starkes Talent durchbreche alle Hindernisse, auch die materiellen, auch Not, Sorge, Entbehrung, es triumphiere über den Hunger, über Krankheit und schaffe inmitten der bittersten Verhältnisse sich Bahn. Ich muß gestehen, daß ich niemals recht habe begreifen können, warum man nur in dieser Kraftprobe das Zeugnis des Genies erblicken will. Als ob etwas darauf ankäme, daß ein Talent sich durchsetzt. Was heißt denn: sich durchsetzen? Es heißt: anerkannt werden. Heißt anerkannt werden von einer trägen, ungeheuren, schwerfälligen Masse, die ihr Ja und Amen zu allem geben zu müssen glaubt, ehe es Berechtigung in der Welt der Werte erhält. Aber ist denn ein Genie, wenn wir unsern Standpunkt einmal nur wenig nach außen verlegen und die Alltagsbrille von der Nase setzen, weniger da, weil es nicht anerkannt ist, sich nicht durchgesetzt hat? Ist ein Talent weniger Talent, weil es nie eine Zeile hat drucken lassen, niemals den Beifall einer Masse gefunden hat, die sich in hundert Fällen als zu träge zum Aufschwung, als rachitisch, als gemein, als stupid erwiesen hat? Bedarf es wirklich immer erst des Klatsches, ehe ein Wert entsteht und zugelassen wird? Und ist, um von Literatur zu reden, es wirklich nötig, daß ein Buch geschrieben wurde, ehe der Dichter da ist? Ist es nicht vielmehr so: daß der Dichter da ist, mag er nun ein Buch verfaßt haben oder nicht, mag er je eine Zeile geschrieben oder einen Vers gedichtet haben? Sind dies nicht alles nur Aeußerlichkeiten? Aeußerlichkeiten, die den Erfolg wohl bedingen, aber gar nichts an der Tatsache ändern, daß da eine Seele ist, in der die Welt die Form der Dichtung annimmt, daß da ein Wesen ist, dessen Erleben ein Dichterisches ist! Ich bin der Ueberzeugung, daß es Hunderte von unbekannten dichterischen Talenten gibt, welche völlig unbekannt bleiben, die aber nicht minder wirksam sind in dem Leben der Menschheit, ja von denen vielleicht ein wohltätigerer Einfluß auf die Zeitgenossen ausgeht als von manchem anerkannten Schriftsteller.

Zu diesen Talenten, die unbekannt bleiben, hat bis vor kurzem auch Marguerite Andour gehört. Niemals wäre voraussichtlich ihr Name an unser Ohr gedrungen, wenn nicht eines Tages Octave Mirbeau, der bekannte französische Romancier, ihr Talent entdeckt und an die Oeffentlichkeit gezogen hätte. Auch Marguerite Andour war Dichterin, lange ehe sie selbst und die Welt es wußte, die es erst erfuhr, als der Roman Marie-Claire geschrieben war. Ich bin nicht eben ein großer Freund von Romanlesen, obgleich ich immer den einen und andern zur Hand zu haben liebe, um eine aufsteigende Langweile, eine kurze Verstimmung oder dergleichen vertreiben zu können. Oder ich benutze sie wohl auch als Schlafmittel, und oftmals bin ich auf diese Weise selbst unbedeutenderen Schriftstellern zu Dank verpflichtet worden. Aber jüngst begibt es sich nach langer Zeit, daß ich einen Roman in die Hände bekomme, der mich anzieht und nach wenig Seiten schon so gefangen nimmt, daß ich beschließe, ihm einen Abend zu widmen. Und wirklich sitze ich mehrere Stunden bis spät um Mitternacht und lese, ohne zu ermüden, und eingesponnen wie in einen Traum den Roman Marie-Claire von der Näherin Marguerite Andour.

Ja, diese Dichterin, die ich zu den feinsten und zartesten zähle, die mir begegnet sind, sie war ein ganzes Leben lang eine kleine Schneiderin, die in den Häusern für 3 Fr. arbeitete, oftmals von morgens bis abends in einem kleinen Zimmerchen nähte, das so schmal war, daß sie erst die Kleiderpuppen fortrücken mußte, wenn sie sich zur Nähmaschine setzen wollte. Jahrelang schlug sie sich arm und mühselig durchs Leben, nähend, einen Tag wie den andern. Und wenn es zu verdienen gab, so mußten die Nächte herhalten und bei Lampenlicht folgten die müden Augen noch zu später Stunde mancher langen Naht, und die fleißigen Hände stickelten ohne Unterlaß in dem kleinen Mansardenstübchen des Quartiers Montparnasse in Paris. Aber das waren noch gute Tage, denn andere kamen, an denen hockte Frau Sorge, die graue verschleierte Frau, auf der Schwelle und die Not pochte vernehmlicher an die Tür. Das Leben nahm seinen Lauf. Für Marguerite Andour brachte es Leid und Entbehrung, und wenn es das Beste brachte, so war es Arbeit und Nähen, Schneidern und Flicken vom Morgen bis in die Nacht. Doch eines Tages sollte es damit ein Ende haben. Die Augen wollten nicht mehr. „Wenn Sie weiternähen, werden Sie binnen kurzem erblinden", sagte der Arzt des Hotel-Dieu. Und Marguerite Andour ging, nicht wissend, was nun zu tun sei, nach Hause in ihre kleine Mansarde. Dort verbrachte sie mehrere Tage in qualvoller Einsamkeit, immer gepeinigt und gequält von der brennenden Frage: „Was nun?"

Ich hätte sie da wohl sehen mögen, diese kleine Heldin, wie sie ihren Kampf kämpfte und litt, ohne große Geste und ohne Posen. Das Leben ist ja so ganz und gar nicht dramatisch. Wo hat Dichter wohl Marguerite Andour da zu ihrer kleinen Mansarde, als sie die Tage abzählte, für die das nächstens Gefahr, das Verhungerte, noch ausreichen würde? Nun, sie dachte wohl an das, woran alle denken, die keinen Weg mehr sehen, der weiterführt, — an den Tod. Sie wird nicht mit Schrecken an ihn gedacht haben, viel eher wie an einen Freund. Und so geschah es wohl, daß Marguerite Andour' tapferer Geist zum ersten Mal hinaustrat in einen Tanz Fuß setzte, von wo aus alles Vergängliche nur als ein Gleichnis erscheint. Alles, was ihre dichterisch gestaltende Seele während ihres Lebens geschaffen, verband sich da plötzlich zu einem harmonischen Ganzen von schlichter Größe. Marguerite Andour' entlasteter Geist dachte nicht mehr des kommenden Tages. Er wandte sich rückwärts. Die Dichterin, die in dieser Frau seit jeher gelebt, schloß ihre Augen ganz auf, richtete sich auf das Leben und begann von ihm zu erzählen.

Wenn es je etwas Rührendes in dem heißen Sinne dieses Wortes gab, so ist es die reine, weiße Liebe, mit der das Auge dieser Dichterin auf den Dingen ruht. Octave Mirbeau hat recht, wenn er sagt: „Sie steht weder abseits vom Leben noch über ihm." Dies ist eben das Wunder, das die Dichtung in der Seele Marguerite Andour' bewirkte, daß sie die, welche das Leben hinter sich geworfen, die im Jenseits Fuß gefaßt hatte, wieder in Teilnahme hinab- und zurückführte zu dem Leben, zu den Menschen. Das macht den Roman Marie-Claire zu einem so weiblichen, so mütterlich-lieben Buch. Es gibt andere Werke, die es an Phantasie, an Kraft, an Genialität übertreffen, aber ich

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19110326021/fragment/page=0002